Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Autor(en): **Greyerz, O. v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 26

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643283

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

stützt und sich hinausgebeugt, so, daß sie der Fremde Giaur sehen konnte.

Sie hatte nicht nach Bubenberg geschaut. Frauen schauen überhaupt Männer erst richtig an, wenn es zuvor der Mann tat. Sie sind immer die zweiten, nicht die beginnenden, sondern die Begegnenden. Besonders eine Frau wie Mirimah, die man mit 16 Jahren dem Kabassakal gegeben hatte und die nun zusehen mußte, wie sie sich gegen seine Gier verteidigte.

Der Pascha hatte ihr hinter der türkischen Grenze den Schleier und den Tschartschaff abgenommen, den weiten Seidenumhang, der dem Herkommen gemäß auf der Straße ihre Gestalt verbarg. Aus dem Schlafwagen hatte er sie dann in dieses Haus geführt, das keine vergitterten Frauengemächer hatte, offen in der Landschaft lag, mit den tief herabgezogenen Fenstern, in denen die ewige Berner Alpensicht stand. Dies pralle Grün gibt es im Orient nicht. Gedörrt und hart wie Ziegelstein ist dort die Erde. Und auch die Luft. Mirimah sah zum ersten Mal die blaue, weiche, die Linien der Berge umschmiegende Atmosphäre, atmete den feuchten, säuerlich-erfrischenden Duft der Gräser und des Mooses, der unten aus dem grünen Dickicht aufstieg, wenn sie sich aus dem Fenster beugte. Ihre Augen füllten sich, gereizt durch den Kontrast des glashellen Himmels, mit Tränen, und sie mußte niesen, zweimal, dreimal, dem Pascha entgegen, der in marmornem Zorn hinter ihr im Zimmer stand.

Mirimah hatte Bubenberg kaum bemerkt, oder doch nur als etwas, das in dies grüne Paradies hineingehörte. Der Kabassakal sah nur ihn. Mit breiten Beinen stand Bubenberg vor dem Busch, hinter dem das tote Pferd lag, um die Hunde zu verscheuchen. Wenn diese als Rudel beieinander waren und einen Fraß rochen, waren sie recht mutig. Und bei Bubenberg war es schon geschehen, daß er vor dem Gebell eines Rehpinschers davongelaufen war. Aber dies Urgemengsel verrotteter Wölfe, das der Kabassakal als Lieblingsspiel mitgebracht hatte, ging ihm nicht auf die Nerven, sondern an den Lebensnerv. Der Packen Bilder in seiner Erbmasse, zu dem der Kampf mit Dschingis Khans Hunden gehörte, zeigte gerade diese Blutaugen, diese Rachen, dies Ausweichen, Umkreisen und Wiederkommen. Er stand mit einem frisch abgerissenen Ast da und schlug um sich, daß die Bestien heulend verschwanden. Auch das Türkengesicht gehörte zu den atavistischen Erinnerungen, das nun oben an Mirimahs Fenster erschien. Beide Männer, der Kabassakal und Bubenberg, senkten die Blicke ineinander und hörten in verbissenem Schweigen das Sausen ihres kochenden Blutes. Beide sogen den Geruch der Feindschaft ein, die immer und überall Hund gegen Katze hetzt. Noch einmal standen Moslim und Kreuzfahrer gegeneinander, um den alten Kampf um ihr Heiligtum auszufechten, ehe die Leben schaffenden und Leben nehmenden Kontraste im Völkerbrei verschmelzen. Bubenberg hob seine Keule und drohte hinauf. Der Pascha pfiff seinen Hunden und schlug das Fenster zu. Der Krieg zwischen ihnen war erklärt.

Der Kabassakal wandte sich an Mirimah: „Dies Fenster schaut in einen fremden Garten und fremde Augen blicken in seine Oeffnung. Hat die Frau des Hauses einen Wunsch?"

Mirimah antwortete: „Ich bitte meinen Herrn, den Nazir zu rufen und ihm zu befehlen, die Holzgatter anzubringen."

Der Kabassakal war damit noch nicht zufrieden: „Zu leichtfertig sind diese Gatterstäbe. Sie verwehren nur den Blick von außen, nicht den anderen von innen heraus, der noch sündiger ist. Die dichten Läden dieser Giaurs sind besser. Ich werde sie zuschrauben lassen. Man soll von den abendländischen Hunden nehmen, was man kann!"

„Es geschieht, wie mein Herr es befahl!"

Fortsetzung folgt.

Waldwege

Nun bin ich die einsamsten Wege gegangen:
Sie führen alle zum Walde hinaus.
Bei Menschen haben sie angefangen
Und enden alle bei Hube und Haus.

Es ist ein Traum in den Wäldern von Fernen.
Das Abenteuer glotzt überzwerch.
Und ist doch ein Trost unter sicheren Sternen.
Und gleich wohnt ein Lächeln beim ersten Pferch.

Es ist zuweilen ein Flirren und Locken,
Ein goldner Zauber im innersten Tann.
Und plötzlich läuten dann irgendwo Glocken
Waldjenseits. Und mahnen. Und brechen den Bann.

Läuft auch der Fuß die verwunschenste Schneise:
Er läuft doch zuletzt seinen menschlichen Lauf.
Ach, Wunder genug schon, nimmt ihn dann leise
Die stille Schönheit des Kirchleins auf.

Hans Graber.

Unübersetzbares Schweizerdeutsch

Von Prof. Dr. O. v. Greyerz, Bern.

Es wäre dem Raum von zwei oder drei Seiten angemessener, das aus dem Schweizerdeutsch Uebersetzbare zusammenzustellen: seelenlose Zahlwörter, Fürwörter, einige Umstandswörter, logisch-grammatische Formwörter und vielleicht auch einige farblose Ding- und Zeitwörter. Aber eben nur Wörter, höchstens noch nüchterne Aussagesätze, die gedruckt so gut sind wie gesprochen. Sobald jedoch die Sprache tönt und lebt, also eigentliche Sprache ist, nicht bloße Begriffssprache und Mathematik, auch nicht bloße Sprachschrift, — was ist dann übersetzbar? Welches Wort mit schweizerischem Eigenklang könnte durch ein schriftdeutsches wiedergegeben werden? Wie anders tönt nur schon Vater, Mutter, Bube, Kind neben Vatter, Mueter, Bueb, Chind! Und nun gar neben Aetti, Müeti, Büebel, Gof! Oder Großvater neben Großatt, Urgroßvater neben Urähni! Und wenn man sich erst mit Umschreibungen behelfen muß! Was ist eine Brente? In der Schweiz weiß es jedes Kind; weiß es nicht nur, sieht es greifbar vor sich, und zwar nach landwirtschaftlichem Brauch verschieden. Die Erklärung bei Weigand lautet: kufenartiges hölzernes Gefäß mit niedrigem Rande. Das stimmt aber nach vorherrschendem Sprachgebrauch zur Gepse, niederdeutsch Satte, nur auf beschränktem Raum zur Brente. Man errät schon aus diesem Beispiel die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, ein Schweizerwort von landschaftlich ungleicher Bedeutung schriftdeutsch zu umschreiben, geschweige zu übersetzen.

Unübersetzbar sind vor allem die schweizerdeutschen Namen für Sachen, die in der Schweiz ihre einzige oder hauptsächliche Heimat haben und hier nicht einmal eindeutig gebraucht werden. Ausdrücke aus der Alp- und Milchwirtschaft, wie z. B. eben die Namen für Milchgefäße: außer Brente und Gepse noch Melchter, Tause, Muttle, Bocki, Tutel, Folle, Lagel, Stande u. a.; oder für verschiedene Arten, besser Abarten des Käses: Ploderchäs, Bifer-, Gugger, Spalle- oder Sprinz-, Schmätter- oder Lutschchäs, Chitzichäs, Tommen und Wigger. Dann die unzähligen Ausdrücke die wir der scharfen Naturbeobachtung der Aelpler verdanken, z. B. für die verschiedenen Eigenschaften des Schnees. Der Grindelwaldner unterscheidet balliga, trättiga, treeliga Schnee, Schnee wo sie stolled, pludriga

wird, anderseits graiftata, grusteta, chächa, uberschoßna (beim Föhn), guxeta Schnee. Wer übersetzt das? Oder man versuche es mit seinen Ausdrücken für die verschiedenen Stärkegrade des Regens: e Steipeta, e Spritzeta, es Schittelli, es Rägelli, e Schmeizeta, ferner e Schitti, e Schuur, e Gutz. Unzählig und auch für uns heute nicht ganz scharf auseinanderzuhalten sind die Namen für all die Bergformen des Voralpen- und Hügellandes: neben den leicht verständlichen Hubel, Hoger, Büel, Halde und Flue auch Chnubel, Chnolle, sowie Galm, Gütsch und Gupf, ferner auch Tschugge, Chipf und Chapf, oder Gumm und Wang (nicht = Wand), und Egg, Nolle, Balm u. a. Wie blaß, wie verschwommen wird manches dieser Wörter in der Uebersetzung!

Wie alle Mundarten ist auch das Schweizerdeutsch unerschöpflich in spöttischen, meist lautsinnbildlichen Bezeichnungen lächerlicher Menschenarten. Die vornehme Schriftsprache verstummt da in ihrer Armut, wogegen die Mundart so recht in ihrem Element ist. Für eine dicke, schwammige, dazu träge oder nachlässige Weibsperson verfüge ich allein schon über acht berndeutsche Titulaturen: e Plodere, Pfludere, Plättere, e Tuntle, e Pflute, e Müesle, es Pflaag, es Pflaatsch. Den männlichen Waschlappen dagegen, den Hasenfuß und Leisetreter, kenne ich unter sechserlei Namen von ungleichem Wert: als Höseler, Plöterler, Schlotterbeck, Schlufi, Plaschti und Hösi.

Groß ist die Auswahl schallnachahmender Zeitwörter im Schweizerdeutschen. Wer in die Lage kommt, sie ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen, z. B. in einem Mundartwörterbuch oder auch als Deutschlehrer, muß Zeit und Geduld haben; aber auch mit Zeit und Geduld wird er vielleicht die Waffen strecken vor: chräschle, sprätzle, chirble, pfuse, pfludere, pfurre, brätsche, tätsche, chläpfe, chnätsche, gire, gixe; dazu die vielen aus Zeitwörtern abgeleiteten Begriffsnamen ohne Ableitungssilben wie Brätsch, Tätsch, Chlapf, Gir, Platsch, Geuß, Stupf, Sprutz — alle männlich — sowie die sächlichen Sammelnamen mit der Vorsilbe Ge-, die aber durch Angleichung häufig verschwindet: es Gflotsch, es Gchafel, es Gschär, es Gjufel, es Gieuk, es Gstürm, Glamaasch, Tamp, Priega, Zaag, Trätsch usw. Oder die weiblichen Sammelwörter auf -ete: e Tischete (Tisch voll), Stubete, Bärete (Schubkarre voll), Charete, Tröschete, Gablete, Schuflete (Schaufel voll), sowie überhaupt mannigfach gebildete Hauptwörter mit dem Sinn der Menge, des Haufens, angefangen mit Hampfel (Handvoll), Arfel (Armvoll), dann, den Begriff steigernd und unterscheidend: Schübel, Wüüsch, Rustig, Gräbel, Räblete, Robete, Chuppele, Tschupp, Harst.

Eine harte Nuß für den Uebersetzer sind auch die vielen Zeitwörter, die eine hastige, geschäftige oder auch schmutzige Tätigkeit der Hände bezeichnen, wie fingerle, niggele, niffele, chnüble, gäggele, bäschele (etwa = basteln), nusche, wusche, nüele, gusle, chosle, geutsche, chaare, schlaargge, tangge. Für klopfen, pochen (mit der Hand) kenne ich allein aus dem Berndeutschen acht Wörter mit deutlichen Unterschieden des Grades und der Art: pole, popple, topple, chnode (mit dem Knöchel auf den Tisch), hosche (um Einlaß klopfen), chlöpferle, böpperle, (immer leiser) döppele.

Die letzten Beispiele mahnen uns an die Ausdruckskraft der Verkleinerung, die im Schweizerdeutschen so mannigfache und reizende Spielarten aufweist. Halten wir uns nur noch an die Zeitwörter! Was wird im Schriftdeutschen aus dem zierlichen, kindlichen, tänzerle, lüegele, güggsle, güggele, gspäßele, rößle, wägele? Was aus frägle, förschle, sprächle, föpple, päckle? Im Wallis tadelt eine Mutter ihre allzu gemächlich spinnende oder windende Tochter: Das ischt nit: du spinzärlust u winzärlust numa! Unerschöpflich im Ableiten zielloser Zeitwörter von Dingwörtern ist unsere Mundart noch heute. Tätigkeiten, die mit Garten, Kohl, Sand, Honig usw. zu tun haben, heißen gartne, chöhle, sande, hungge, haage, zuune, pfaade, straße, chirse, nusse, öpfele usw. Bei den Haaren nehmen heißt einfach haare bei den Ohren: ohre. Neuschöpfungen gibt es da jederzeit. Unlängst hörte ich das Wort chlemmbiise: einem das Klemmgebiß anlegen, bildlich: ihn bändigen und Mores lehren; ähnliche Zusammensetzungen sind z. B. großhanse, trüebsale, armüetele, hochmüetele, schmalbarte. Wer übersetzt dürestiere, ermunele (wie ein Muni, d. h. Stier, etwas ertrotzen wollen), gnüegele, füreböhnele! Wie gedrungen ist der Ausdruck in den unpersönlichen Ableitungen von Haupt- und Beiwörtern: es warmet, chuelet, stillet, suberet, es wohlet eim, es baaset eim, und im Sinn von ergiebigem Ertrag: es chornet brav (gibt reichlich Korn), es strouet, es garbet, saftet, chorbet und sacket (füllt Körbe und Säcke).

Der Reichtum an Ableitungsformen mit seinen Abschattungen gefühlsmäßiger Bedeutung zeigt sich so recht bei den Personennamen. Dem hochdeutschen Rosa, Rose, Röse, Röschen, Rosette stehen gegenüber: Rosali, Rose, Rosi, Röse, Rosle, Rösle, Rösi, Roseli, Röseli, Rosette, Rosetti, Rosettli, Rosetteli. Auch Gattungsnamen können so vielgestaltig auftreten und den Uebersetzer in Verlegenheit bringen, z. B. die Spielformen für Mädchen: Meitli, Meitschi, Meitle, Meite, Meiti, Meiteli, Meigge — von der zärtlichen Liebkosung bis zur burschikosen Neckform.

Was aber den Schweizer, wenn er Schriftdeutsch spricht oder schreibt, am meisten verwirrt, das sind die unübersetzbaren Redeteilchen (Partikeln), die seine mundartliche Rede durchziehen und der nackten logischen Aussage die Stimmungswärme geben, wie das Sonnen- und Lampenlicht einem sonst kalten, gleichgültigen Zimmer. Ich meine all diese halt, drum, neue, afe, nadisch, allwäg, goppel, wäger, emel, doch de, glich, öppe, ächt, fei usw., ohne welche die allergebräuchlichsten schweizerdeutschen Wendungen dahinfallen müßten. Man könnte nicht mehr sagen: I weiß doch neue nid . . . Es isch mer doch de no gsi . . . Das chunt mer jitz wäger echli stotzig . . . Es het mi gwüß afe bald glustet . . . Das isch jitz emel o!

Aber das sind ja alles nur Wörter und Wendungen und eine Sprache ist kein Wörterbuch und keine Phraseologie, sondern ein Strom von Sprachlauten, in deren Stimmbewegung sich unwillkürlich und sinnbildlich ihr tiefstes Wesen offenbart. Man müßte den Tonfall eines „Eh, gscheih nüt Bösers!" . . . „Bhüet di Gott und zürn mer nüt!" oder eines „Oeppis Dumms eso!" . . . und „Ja wole, dir wett-i chüechle!" übersetzen können, um die Seele der Mundart wiederzugeben.

Allein hier hat alle Uebersetzungskunst ein Ende.

* * *

Die Heimkehr

Skizze von E. Lötscher

Heinrich Barmann war soeben aus dem Zuchthaus entlassen worden und befand sich auf dem Weg ins Heimatdorf, wo Frau und Kinder auf ihn warteten. Zwei Jahre hatte er für seine Veruntreuung im Geschäft hinter Schloß und Riegel verbracht und war zum müden Mann geworden, der mit dem festen Vorsatz nach Hause kam, die Heimat für immer zu verlassen. Er kam sich als geächtet vor und fürchtete sich vor den Leuten. Mit Fingern wird man auf dich zeigen! sagte er sich und hatte deshalb den Tag in der Stadt zugebracht, um erst bei anbrechender Dunkelheit nach Hause zu kommen.

Das Dorf lag abseits der Eisenbahn. Es war bereits finster, als er auf der Bestimmungsstation ausstieg und scheu drückte er sich am Bahnhof vorüber. Auf einsamem Wiesenpfad umging er das große Dorf, wo ihn fast jeder kannte und pilgerte einsam auf schmalen Wegen der Heimat entgegen. Er kam zu einem einsam stehenden Heuschober. Schon lag dieser hinter ihm, als er leise Stimmen vernahm. Sofort verhielt er den Schritt und schlich näher an die Scheune heran. Die Stimmen kamen von der Rückseite und als er leise näher trat, unterschied er zwei dunkle Gestalten, die eifrig miteinander sprachen.